

Literarischer Adventskalender, Türchen 7

Der Wunsch der Tochter oder Die Erfindung des Handwerksmeisters

Gott ist nicht gut, dachte der Handwerksmeister Hauser und verfluchte sich für diesen Gedanken, den er um Himmels Willen nicht denken durfte. Seit Wochen saß er neben dem Bett, in dem seine kleine Tochter gestorben war, Schraubstock und Hobelbank fasste er nicht mehr an, auch die Abende mit den anderen Meistern, die ihm manch ordentlichen Kater beschert hatten, waren ihm schal geworden. Reicht es nicht, klagte er, dass ich Witwer geworden bin? Hauser streckte die Faust gen Himmel. Was hast du davon, wenn du mir alles nimmst, was ich liebe? Nur noch selten verließ der Handwerksmeister das Haus. Das Sonnenlicht brannte in seinen Augen, doch auch die Nacht war grausam: sie brachte Gespenster, die vom Tod seines einzigen Kindes flüsterten. Sie kommt nie mehr zu dir zurück, zischelten sie und machten Gesichter, dass es ihm in der Seele graute.

In einer Nacht, wenige Tage, nachdem er den Gesellen Heinrich entlassen hatte – denn was hatte es noch für einen Sinn zu arbeiten? –, wälzte er sich von einer Seite zur anderen. Endlich fiel er in einen dünnen Schlaf. Nachdem sein Atem allmählich ruhiger geworden war, hörte er wie die Türe zu seiner Stube aufschlug. Hauser fürchtete einen Einbrecher und riss beide Augen auf.

„Ich bin es“, sagte eine Gestalt, die von einem ungewöhnlichen Glanz umgeben war. Erst jetzt bemerkte er die Flügel, die der

Gestalt aus den Schultern wuchsen. Hauser erschrak zum zweiten Mal.

„Ich bin es“, wiederholte das Wesen ruhig, und endlich erkannte er seine Tochter.

„Woher kommst du?“, fragte er, während er sich mehrmals über die Augen wischte. Dann sagte er wütend: „Du bist nicht Klara! Klara ist tot. Ich habe gesehen, wie ihr der Pfarrer die Letzte Ölung gegeben hat. Ich habe sie mit meinen eigenen Händen begraben.“

Da trat die Tochter an Hausers Bett. „Es geht mir gut“, flüsterte sie. „Spare dir deine Kraft für eine neue Aufgabe, die für dich bestimmt ist. Und bitte versprich mir: Weine nicht mehr um mich, denn ich bin bei dir, auch wenn du mich nicht immer sehen kannst.“

Sobald er den Schwur geleistet hatte, war die Erscheinung fort. Für den Rest der Nacht fand er keinen Schlaf. Doch Hauser spürte, wie seine Brust Stunde um Stunde leichter wurde.

Am nächsten Morgen machte er sich ans Werk. Er suchte lange nach dem geeigneten Material. Dann endlich hatte er das passende Holz gefunden: Lindenholz. Mit dem weichen Stück ließ es sich sehr gut arbeiten.

Hauser schnitzte den ganzen Tag. Er bemerkte nicht, wie die Nacht hereinbrach. Sehr spät legte er sich auf die Werkbank, um nach dem ersten Hahnenschrei wieder frisch zu sein. Manchmal zweifelte er, ob er der Aufgabe überhaupt gewachsen war. In diesen Momenten redete er sich ein, dass es keine Erscheinung gegeben hatte, dass alles ein Traum und unwirklich gewesen war, dass ihn sein Gram überwältigt hatte ... Doch die Figur, die unter seinen gekonnten Handgriffen entstand, belehrte ihn eines

Besseren. Während die Nachbarn am Fenster vorbeispazierten und durch die Ritzen der geschlossenen Läden spähten, die Krämer ihre Waren auf der Straße anpriesen und selbst die Kunden, die von seinem Unglück gehört hatten und ihm einen Auftrag erteilen wollten, vor verriegelter Türe standen, schaute er sich nach Flügeln um. Der Kopf war ihm gut geglückt, auch der Torso entsprach der Erscheinung, die er gesehen hatte. Doch woher um alles in der Welt, dachte Hauser, soll ich den Glanz meines Engels nehmen? Da stieß er auf einen Streifen Lohngold. Er erinnerte sich, wie Klara dieses glitzernde Messingstück vor Monaten in die Werkstatt gebracht hatte. Ihre Augen hatten geleuchtet; sie war überzeugt gewesen, etwas sehr Wertvolles gefunden zu haben. Hauser hatte gelacht, damals, und das von der Straße verunreinigte Stück dennoch aufbewahrt. Jetzt nahm er den Streifen, polierte ihn. Dann befühlte er das Metall. Es war leicht zu biegen; mit etwas Geschick konnte man daraus Flügel formen. Hauser schnitt das Rauschgold auf die passende Länge zu. Ja, dachte er, nachdem er das Blech gefaltet hatte. So könnte es wirklich klappen.

Schließlich schickte er einen Gassenjungen zu einem Flitterleinsschlagler. Er solle gefälteles und gefranstes Rauschgold mitbringen, das Beste, was es derzeit in Nürnberg gäbe. Auch für Gewand und Krone nahm er das knisternde Lohngold, auf das er altfränkische Farben auftrug. Jetzt erinnerten ihn auch die Kleidungsstücke an seine kleine Tochter.

Die erste Figur, die kurz darauf seine Werkbank schmückte, war herrlich anzusehen. Hauser betrachtete sie mit Wohlgefallen. Aber es geht noch besser, dachte der Handwerksmeister und griff wieder zu Holz und Rauschgold.

Inzwischen war eine Woche ins Land gegangen. Nur über einen Laufburschen, der Hauser mit Brot, Schlachtwaren und Bier versorgte, erfuhren die verängstigten Verwandten vom Schicksal des armen Witwers, der sie noch immer dauerte.

„Dä Hauser hodd si in saaner Budn eigrobm“, berichtete der Junge, nachdem er keck eine Hand geöffnet hatte. „Und dä Aanziche, der wou änn Schlüssl hodd, des bin iich ...“ Er deutete auf den Türöffner, Münzen purzelten in seine hohle Hand.

Angeführt vom Gesellen Heinrich, der seinen Brotherren seit seiner Entlassung nicht mehr gesehen hatte, betraten die Angehörigen die verdunkelte Stube. Ihr erster Blick fiel auf die Werkbank. Ein Heer aus Engeln, fein säuberlich aufgereiht, blitzte sie freundlich an. Die unerwarteten Besucher waren vom Gold geblendet, sie achteten nicht auf Hauser. Dieser hatte sich inzwischen erhoben, einen halbfertigen Rauschgoldengel zur Seite gelegt und von seiner Erscheinung erzählt.

„Sie hat gesagt, dass ich eine neue Aufgabe finden werde.“ Hauser strahlte und deutete auf die Engel. „Klara hat Recht behalten. Meine Kleine war umgeben von Gold. Das ganze Haus hat gegläntzt. Und ihre Stimme war weich und hell.“

Einige glaubten ihm, andere taten die Geschichte ab, doch jeder freute sich, weil der Handwerksmeister zwei Wochen vor Weihnachten wieder ins Leben gefunden hatte.

Engel, mag einer denken. Schön und gut, doch wie will Hauser von Engeln leben? Und was ist eigentlich aus Heinrich, dem guten Gesellen, geworden? Nur Geduld, denn zunächst waren die Nachbarn neugierig.

„Edz zeich hald amol su ä Rauschgoldmännla“, sagte ein Bürstenbinder, der ins noch immer verdunkelte Fenster lurte. Die

Nachbarn, die die Engel zwar schon gesehen, aber nichts verraten hatten, sahen ihn wütend an.

„*Rauschgoldengel*, du alder Bierdimbfi! Du wersd däs schon nu derwarddn könner, bis dä Kindleins-Marckt heuer oofängd.“ Eine andere Frau, die direkt gegenüber von Hauser lebte, meinte wohlwollend: „Mei Bou lernd scho die ganze Wochn. Mä mäißerd di Zeuchnisse in Dezember neiverlehng, no hädd ä jeeds von uns gscheide Kinder.“

Denn man muss wissen: In den letzten Jahren hatte sich auf dem Hauptmarkt direkt vor der Frauenkirche ein eigenständiger Markt entwickelt. Und im Gegensatz zu den ersten Anfängen fanden neben den hoch angesehenen Bürgern auch Mägde und Dienstboten den Weg zum Hauptmarkt, um ihre Weihnachtstaler gut gelaunt unters Volk zu bringen. Neben den üblichen Haushaltsgegenständen wie Töpfen und Kannen wurden auf dem Platz eine Vielzahl von Weihnachtsgeschenken feilgeboten. Alabasterer, Bortenmacher und Haubner waren ebenso anzutreffen wie Goldschmiede, Spiegler, Heftleinmacher, Zuckerbacher und Wachspoussierer. Hier gab es niemand, der nicht mit leuchtenden Augen an den Ständen vorüberging und sich recht besinnlich fühlte. Sogar die sonst so ungeduldigen Marktfrauen lächelten milde, wenn sich ein Kunde ausgiebig mit einem Stück beschäftigte, es von einer Hand in die andere gab, von links und von rechts, von oben und unten betrachtete und dann doch wieder an seinen Platz zurückstellte ... Nur einmal, erinnerte sich Hauser, war der Markt in Verruf geraten, als ein Handwerker „schandbar gemalte Schnitzwerke“ beim „Kindleinbescheren“ vertrieb.

Nach der Fröhpredigt am Thomastag, also drei Tage vor Weihnachten, herrschte – genau wie heute – der größte Andrang.

Hauser packte die Figuren in zwei große Körbe. Damit ging er zum Hauptmarkt. Unter den Arm hatte er einen windigen Tisch geklemmt, denn im Gegensatz zu den anderen Händlern besaß er keinen gezimmerten Stand, den man des Nachts verschließen konnte. Auf das notdürftig verleimte Stück drapierte er seine Engel.

Zuerst sah Hauser verloren aus zwischen all den Krämern mit ihren Puppenstuben und Lebkuchen, ihren Trommeln, Haarkämmen und Tabakspfeifen, zwischen den Holzpferden, Salz- und Räucherfischen und Bügeleisen. Doch der Handwerksmeister war guter Dinge: Wenn ihr die Engel nicht leiden könnt, dachte er, ihr zwetschgenmännlasüchtigen Bürgersleut und ihr Bauern des Umlands, die ihr euch bei den Ständen in der Nähe des Schönen Brunnens tummelt, werde ich sie eben woanders anbieten. Ich hoffe nur, flüsterte er zu den kleinen Meisterwerken, dass man mir einen anständigen Preis bezahlt, denn ich habe in den letzten Wochen nichts anderes gefertigt als Euch und möchte gerne wieder meinen Gesellen einstellen!

Als die ersten Neugierigen seinen bescheidenen Stand besahen, hatte er schon gewonnen. Zu schön waren die Rauschgoldengel geworden, als dass man sich ihnen entziehen konnte. Die Kunden öffneten ihre Beutel und trugen die Figuren vorsichtig nach Hause, wo die Kinder mit glänzenden Gesichtchen die Engel ansahen – und mancher Nachbar gar neidvoll blickte ...

Es ist ein Wunder, dass meine Tochter zu mir zurückkommt, dachte Hauser und wischte sich verstohlen das Wasser aus einem Augenwinkel. Doch auch die Nürnberger sind ein Wunder, denn Teufel noch mal: Sie haben verlernt zu feilschen!

Und wirklich, überall hörte man die Leute verhandeln, doch für die Engel wurde immer der volle Preis bezahlt. Niemand dieses bärbeißigen Menschenschlags wollte den Wert des besonderen Kunstwerks schmälern.

Diese Geschichte ist erschienen in: *Stadtgeheimnisse. Nürnberger Sagen neu erzählt*, Tümmel Verlag. Bei Interesse am Buch einfach eine Mail an lyrischepost@fairgefischt.de senden.